

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 47 (1971-1972)
Heft: 2

Artikel: Was ich an "Schweizergeist" erlebt habe
Autor: Takahshi, Kenichi
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079920>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Was ich an «Schweizergeist» erlebt habe

Ein zweites Gespräch im Schweizer Spiegel mit Professor Kenichi Takahashi

«Als ich kürzlich in Brüssel war», schrieb mir ein Freund, «wurde mir bewusst, wie wenig die Schweiz in der Welt im Grund bedeutet.» Ich war sehr erstaunt, dass er anscheinend glaubte, gerade mir damit etwas Neues zu sagen. Denn diese Tatsache habe ich bereits als Kind in Frankreich erfahren, zum Beispiel wenn mich Kameraden «boche» (Schimpfname für Deutscher) nannten. Und der Schweizer Spiegel wurde seit eh und je nicht müde, vor einer Überschätzung unserer Bedeutung in der Welt zu warnen. Gerade deshalb glauben wir auch, wir sollten uns nicht zu weit in fremde Händel oder aber in «supranationale Gemeinschaften» einlassen. Denn in beiden Fällen ist es gewöhnlich der Schwächere, der verliert.

So sehr man sich immer wieder vor einer Überbewertung des Gewichts der Schweiz hüten muss, so wenig sollten wir eine andere Tatsache übersehen, die sich freilich kaum am Sitz der EWG zeigt: Die geistige Ausstrahlung unseres Landes ist sehr viel grösser als sein Anteil an der Weltbevölkerung. Dass dies nicht nur für die Geschichte gilt (von Wilhelm Tell und Niklaus von Flüe über die Reformatoren Rousseau und Pestalozzi bis zu Henri Dunant), sondern auch für unsere jüngste Vergangenheit, wurde mir erneut bewusst in den Gesprächen mit Kenichi Takahashi, Philosophie-Professor an der katholisch geleiteten Sophia-Universität in Tokio. Ein erstes Gespräch haben wir in der Oktober-Nummer des Schweizer Spiegel veröffentlicht. Darin bemerkte Kenichi Takahashi, er sei wegen des Gegensatzes zwischen seiner katholischen Erziehung und der religiösen Indifferenz seiner Umgebung, auch seines eigenen Vaters, zur Philosophie gekommen. Um einigermaßen sicher sein Leben verdienen zu können, wurde er

zuerst Gymnasiallehrer für Geschichte. Während dieses Studiums 1932 bis 1936 hat ihn, wie viele seiner Generation in Japan, die pessimistische Gedankenwelt des Genfers Henri-Frédéric Amiel tief ergriffen — in den «Bruchstücken eines intimen Tagebuchs» (1883/84), die also nach fünfzig Jahren im aufstrebenden fernöstlichen Inselreich stark nachwirkten. D. R.

Roth: Es ist eigenartig, dass Sie «uns» gerade in Amiels pessimistischer Lebensschau begegneten. Der Grundzug unseres schweizerischen Lebens ist doch eher zupackender Optimismus. Pessimistisch oder wohl besser gesagt sehr vorsichtig sind wir eigentlich nur gegenüber der Macht, deren möglichem Missbrauch.

Kenichi Takahashi: Jedenfalls empfand ich und empfinde heute noch Amiels Geistigkeit als einen Pol des Schweizerischen. Wie ich ganz andere Pole kennenlernte, das ist eine weitere Geschichte.

R: Amiel mag in einem Sinn typisch sein für uns Schweizer: Wir lassen uns in unserer privaten und staatlichen Lebensgestaltung stark vom bewussten Willen bestimmen. Darin könnte sich der Japaner mit uns verwandt fühlen. Er ist ja auch äusserst zugriffig. Vielleicht ergibt sich daraus ein pessimistischer «Schatten». So mag sich auch die relativ starke Neigung zu Selbstmord in beiden Ländern erklären lassen. Aber Sie sprachen von weiteren Begegnungen?

Takahashi: 1937 brach der japanisch-chinesische Krieg aus. Gleichzeitig kam die erste vollständige japanische Übersetzung von Amiels Tagebuch in zwei Bänden heraus. Das hat uns aber nicht mehr so stark ergriffen.

R: Vielleicht, weil in der Realität des Krieges nur der eigene Schatten sich deutlich sichtbar machte, in der Tat und nicht nur in der seelischen Stimmung — man «brauchte» ihn nicht mehr in der Literatur.

Takahashi: So etwas mag es gewesen sein. Wichtig scheint mir, dass durch Amiel eine Generation, die nachher den Geist Japans mitformen sollte, wertvollste Impulse bekommen hat.

R: Wie ging es dann bei Ihnen persönlich weiter?

Takahashi: Ich schloss mein Geschichtsstudium an der kaiserlichen Universität in Fukuoka sehr schnell (in einem statt drei Jahren) ab und wurde Lehrer an einem von der Sophia-Universität neu gegründeten Gymnasium in Kowe. Vom Sommer 1938 bis 1940 musste ich dann Militärdienst leisten, in der Kaserne, glücklicherweise nicht an der Front in China. Dann wurde ich frei, konnte heiraten, unterrichtete abermals in Kowe, drei Jahre. 1943 musste ich wiederum einrücken — jetzt waren wir im Weltkrieg —, aber zum Glück konnte ich wieder in Japan bleiben, als Trainingsleiter.

Aber ich wollte von meiner zweiten Begegnung mit Schweizergeist erzählen. Ich weiss nicht mehr, wann es war, dass ich auf Carl Hilty stiess. Das Büchlein hiess «Die Kunst, zu lehren» oder ähnlich. Diese und andere Schriften Hiltys haben vielen meiner Mitstudenten und auch mir viel gegeben. Unser Lehrer lächelte darüber und meinte, Hilty verbreite sich zu kompliziert über Einfaches.

R: Das ist merkwürdig. Bei uns hat er eher den Ruf, das Komplizierte zu sehr zu vereinfachen. Vielleicht wissen Sie auch, dass Hilty auf den

Am Fenster

November

Von Sophie Stüssi

jungen Adenauer eine entscheidende Wirkung hatte. Als Student war der spätere Kanzler, abgestossen von der katholischen Dogmatik, Atheist geworden. Er zog sich zurück in eine Hütte. Bei Hilty fand er da die Auffassung, die er später so umschrieb: «Mit den Theologen dat is so ne Sache. Es kann einer ein sehr guter Theologe sein und ein sehr schlechter Christ. Es kann einer ein guter Christ sein und von der Theologie jar nichts verstehn. Ich bin ein Christ. Ob ein guter, dat weiss ich nicht...»

Auch später las der katholische Hauptgründer der Christlichdemokratischen Union (CDU) immer wieder den Protestanten Hilty, vor allem in dessen Büchlein «Für schlaflose Nächte». Ich meine, dass Hiltys Werk so indirekt eine Ursache war für das Zustandekommen einer überkonfessionellen christlichen Partei in Deutschland und mitbestimmend für die heutige ökumenische Bewegung, den Brückenschlag zwischen den christlichen Kirchen und darüber hinaus.

Takahashi: So hat Carl Hilty auch in Japan zwar durch jüngere Generationen als jene Adenauers, aber auf die gleiche Zeit, die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, eingewirkt.

Uns fesselte an seiner Lehre zunächst der Mensch, dessen Lebensplan feststeht. Er versenkt sich in den Grund seines Daseins und schöpft daraus die Elemente für die Verwirklichung des Prinzips der Selbstgestaltung.

Hilty erschien uns wie ein Prophet des Alten Testaments. Seine Lehre verstanden wir als Kritik zugleich des Feudalismus und des Puritanismus mit dessen äusserlicher Moral. Er gab uns eine Gegenthese zum streng nationalistischen Geist, der damals bei uns herrschte und zum Krieg geführt hatte, und zugleich

Stell auf den Tisch die duftenden Reseden / Die letzten roten Aestern trag herbei / Und lass uns wieder von der Liebe reden / Wie einst im Mai.

Dieses Gedicht von Hermann Gilm (1812 — 1864) liebe ich, seit ich es kenne. Nun muss ich es wieder entdecken im dtv-Bändchen «Wie einst im Mai / Schmachtfetzen aus der Plüsch- und Troddelzeit». Dass es da steht, zwischen all dem Kitsch und Schmarren, verdankt es seinem Refrain und der Melodie, nach der es gesungen und zersungen wurde. Trotzdem ist es ein schönes Gedicht; die Beschwörung der verstorbenen Geliebten, dass sie die Blumen auf den Tisch stelle, dass sie die Hand reiche, dass sie sich umarmen lasse, wie einst im Mai, das geschieht in einem sich steigernden Rhythmus, der sich im Refrain wieder sammelt. Und dieser Refrain «Wie einst im Mai» ist in einer Zeit entstanden, da Gefühle und Wehmut in Gedichten und im Leben noch erlaubt waren.

Wir lächeln und wissen nicht mehr, wie uns zumute war, als wir die Schätze entdeckten, die wir heute noch lieben und an die zu denken es oft eines äussern Anlasses bedarf. Wie lange stehen Bücher vergessen in unsern Regalen, die uns einst die ganze Welt bedeuteten. Wenn wir sie dann wieder

einen neuen Weg zum Innern, zu den Kräften der Seele.

R: Daraus geht auch seine Soziallehre hervor, die mit der katholischen sehr verwandt ist. Bei uns...

Takahashi: ... ja, bei Ihnen liest man Hilty kaum mehr, ich weiss...

R: Rührt Hiltys Erfolg bei einem breiten Kreis in vielen Ländern

lesen, ist es oft nur ein armseliges Nachempfinden einstiger Seligkeit. Ich glaube nicht, dass das Altwerden dafür die einzige Ursache ist. Der letzte Krieg und die Zeit danach, wo man inne wurde, was alles geschehen war und was alles sich verändert hatte, haben auch uns verändert, und es gelingt oft nur mit Mühe, uns in die Werke einer Epoche zu versenken, die uns heute so fern ist, dass es Zeit und Anstrengung braucht, sie wieder zu finden.

Nun habe ich also verteidigt, was ich liebe. Und da die Blätter fallen und die Nebel steigen und der vielgefürchtete, lange, traurige November angebrochen ist, nimmt vielleicht der und jener seine Bücher und liest Herbstgedichte, etwa von Storm, die sind so schön und wehmutsvoll, auch ohne Refrain.

Das Glück des Novembers? Die Wärme im Haus, die Äpfel im Keller. Bücher, Gäste und lange Abende mit Gesprächen. Nach Theaterkarten rennen, sich festlich anziehen. Alte Leute besuchen, die den November gar nicht lieben. Wunschzettel für Weihnachten verlangen mit der Bemerkung, dass die Mittel beschränkt sind und man gar nicht sparen kann. Wer also zuletzt komme, werde leer ausgehen. Das wirkt! Schon seit Jahren.

wohl gerade davon her, dass seine Lehren nicht stets bis aufs letzte systematisch durchdacht, aber dafür eingängig formuliert sind?

Takahashi: Vielleicht. Dafür mag «mein» dritter Schweizer, derjenige, der mir persönlich am meisten gegeben hat, eine Bestätigung sein: Paul Häberlin. Seine Breitenwirkung ist sehr viel kleiner, jedenfalls in Japan...